

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 285. Bromberg, den 8. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Die Artisten verkriechen sich in ihre Wohnwagen. Das stöhnende Brüllen des Löwenpaares in seinem Käfig schreckt die Pferde auf. Sie schlagen mit den Hufen gegen den Bretterverschlag, der schwarze Pudel des Jockeys Merini bellt in die Nacht.

Molignon und seine Frau sitzen im Dunkeln auf den Stufen ihres Wagens.

„Du, Molignon! Ich hab so Angst vor dem Herrn vom Apollo-Konzern. Wenn der unseren René sieht! Er war wieder großartig heute."

Molignon rückt näher an seine Frau heran:

„Du brauchst keine Angst haben, Juliette, daß er sich wegholen läßt von uns. Ich — hab keine Angst mehr! Als ich heute René zu seinem Wagen brachte, da sagte ich ganz diplomatisch, so ganz harmlos und obenhin: Mein lieber René, was würden Sie wohl sagen, wenn Sie plötzlich bei mir „entdeckt" würden von einem großen Direktor oder so? Da sah mich der Mann an, Juliette, er sah mich an . . . das Zittern hab ich bekommen vor seinem Blick! Er packte mich an der Weste: „Wenn Sie mir nicht alle Leute vom Halse halten, die mich belästigen, dann — dann . . ."

Madame Juliette rückt noch näher an ihren Mann heran:

„Was — dann?"

Molignon sieht sich um, flüstert noch leiser:

„Weißt du, auf was für einen entsetzlichen Gedanken ich schon gekommen bin? . . . Aber red nicht wieder darüber — das kann uns die Konzession kosten! . . . Weißt du, was ich glaube, was mit dem René los ist? Er ist doch manchmal so unheimlich. Besonders vor seinen Auftritten. Und dann die Angst, die er hat, mit Menschen in direkte Berührung zu kommen . . . als ob er sich davor fürchtete, entdeckt und verfolgt zu werden . . . ja, verfolgt . . .!"

„Na, so rede doch schon!" Die Frau zittert vor Furcht und Spannung.

Molignon sagt und hat dabei vor seinen eigenen Worten Furcht:

„Weißt du . . . der René ist nicht normal! Es kommt doch jetzt manchmal vor, daß die Geisteskranken von Zeit zu Zeit aus den Irrenhäusern 'rausgelassen, sozusagen „beurlaubt" werden, damit sie mal wieder frei herumlaufen können, wenn sie nicht gemeingefährlich sind. Weißt du, manchmal denk ich, so was wird das wohl mit dem René auch sein!? Weißt du noch — der Arzt damals in Österreich . . . wie der von der „Suggestionskraft" Renés sprach? Und du weißt doch, gerade Verrückte haben eine so starke Suggestion?"

Madame Molignon fühlt sich ganz klein werden — so unheimlich ist ihr zumute. Sie schiebt ihren massigen Körper dicht an die kleine, zierliche Gestalt ihres Mannes heran:

„Ja, Molignon . . . ich hab schon den ganzen Sommer das Gefühl, daß etwas in der Luft liegt. Halt nur die Augen recht offen!"

Molignon hat es nicht ungern, wenn seine tatkräftige Frau bei ihm Schutz sucht. Er sagt gönnerhaft, indem er aufsteht:

„Komm schlafen, mein Kind. Glaube mir — ich bin dem Direktor Römer und dem Henri René und dem Agenten vom Apollo-Konzern . . . ich bin allen dreien gewachsen! . . ."

Juliette Molignon wirft noch einen Rundblick in die Nacht — dann klettert sie hinter ihrem Mann in das Innere des Wohnwagens.

*

Else Römer pfeift einen Tonfilmschlager vor sich hin, während sie die Vasen aller Zimmer verschwenderisch mit Blumen füllt.

Hans hat Vaters Telegramm eingesteckt. Sie weiß nicht, aus welcher Richtung und mit welchem Zuge Vater eintreffen könnte. Darum disponiert sie für den ganzen Tag. Bestellt ein reichliches Frühstück bei der Köchin, berät eine halbe Stunde mit ihr, um ein besonders sorgfältiges Menü für den Mittagstisch zusammenzustellen, und beordert telephonisch vom Delikatessengeschäft kalten Hummer und eine schwedische Platte für den Abend.

Sie zieht ihres Vaters Lieblingskleid an, legt ihm eine große Schachtel seiner Zigaretten auf die Seitenlehne des Klubsessels, auf dem er immer sitzt, geht mit dem Diener in den Keller, um drei Flaschen Gundellocher Fuchs heraufzuholen.

Wohl soll sich Vater zu Hause fühlen! Schön soll alles um ihn herum sein! Unbegreiflich soll es ihm selbst scheinen, daß er den Seinen so lange in Heimlichkeit fernbleiben konnte!

Keine Frage wird sie an ihn richten! Keinen Vorwurf in den Augen tragen! Nichts soll ihn daran mahnen, daß sie Stunden qualvollster Angst durchlebt!

Sie wirft einen Blick in den Spiegel — nein, das geht nicht, sie ist zu blaß. Das könnte er als stumme Anklage deuten . . .

Sie läuft in ihrer Mutter Schlafzimmer hinauf, klappt suchend alle Kristalldosen auf, legt zum erstenmal in ihrem Leben Rouge auf.

So! Nun wird er ihr den Kummer der letzten Wochen gewiß nicht ansehen . . .

Genau so handelt sie, wie die Mutter gehandelt hatte, wenn diese den Vater — sonst allerdings am ersten August — von seiner Reise zurückerwartete: die gleichen Vorbereitungen sind es, die Else trifft. Die gleichen Gedankengänge sind es, die ihr Tun leiten! Die ähnlichen Gefühle verästeln sich zu zartester Fürsorge!

Und doch hat Else nie darauf geachtet in früheren Jahren, wie die Mutter den Vater empfing. **So sehr ist**

Else Wanda Römers Tochter, daß sie unmerklich ihrer Mutter Wesenheit zum Ausdruck bringt in entscheidenden Augenblicken.

Beinahe vergißt es Else, daß die Mutter nun heute operiert werden soll. Hans ist gleich morgens, noch vor dem Frühstück, in die Tiergarten-Klinik gefahren, hat der Mutter das Nachttelegramm vorgelesen und dann seine Schwester angeläutet, die aufgeregt in den Apparat gerufen hatte:

„Na, Hans? ... Na? Ist Mutter selig? Ist sie selig?"

„Ja", hatte Hans geantwortet. „Sie ist selig." Aber seine Stimme hatte entsetzlich bedrückt geklungen.

„Freut sie sich wieder aufs Leben, Hans? Ja?"

„Ja, Else. Sie freut sich. Sie will wieder leben." Und hatte hinzugefügt: „Um zwölf steigt die Geschichte. Ich bleibe so lange hier. Ich kann während der Operation im Nebenzimmer warten."

„Ich komme herüber ... ich komme auch herüber! Sobald ich mit den Vorbereitungen für Vater fertig bin ..."

Else wirft einen Blick auf die Uhr: gleich zwölf!

„Lotte! Vergessen Sie nicht, die Jalousien im Bibliothekzimmer herunterzulassen!"

„Nein, gnädiges Fräulein ... die Sonne zieht ja alle Farben aus den Vorhängen."

Ja, diese Sonne, wie sie scheint heute! So festlich! So festlich, wie Else zumute ist.

Else ist glücklich: der Vater kommt zurück! Die Mutter wird gesund! Der Hans ist viel netter zu ihr als früher — hat viel von seiner Grobheit abgestreift! In Karsten hatte sie einen neuen Freund gefunden! Und Mutter, die sich jetzt so auf den Vater freut ...

Dumme kleine Mama! So groß und schwer wie sie ist — sie ist doch immer noch ein rechtes kleines Mädchen! Ist eben aus dem vorigen Jahrhundert! So stark fühlen für einen Mann, so stark zittern um einen Mann, sich so in der Stimmung von einem Mann abhängig machen, das bringt Else, das bringen auch die anderen Mädels von heutzutage nicht mehr fertig. Die setzen sich mit allem viel rascher auseinander und werfen wie überflüssigen Ballast aus, was die Seele allzusehr belastet ...

Das Telephon läutet.

Else hebt ab:

„Hier Römer!"

Eine Blutwelle schießt ihr ins Gesicht.

„Ach Sie, Herr Karsten!? Danke. ... Es geht mir sehr gut!" Und wirklich, ihre Lebensfreude scheint ihr sogar verdoppelt.

Karsten steht in einer der Telephonzellen der Maschinenfabrik Vulkan und weiß nicht, wie er es dem jungen Ding da sagen soll, das scheinbar alle Hoffnung auf ihn setzt.

Er hat es deutlich gefühlt, beinahe gehört, wie ihr Herz zu klopfen angefangen hat, als sie seinen Namen hörte. Aber es hat ja nun keinen Zweck — das Verschweigen: das Mädel muß wissen, wie es steht.

„Gnädiges Fräulein?"

„Ja, bitte, Herr Karsten?"

„Ich habe bereits Nachricht von unserem Detektivbureau."

„Soso." Else sagt es gleichgültig, ernüchtert. Sie hatte gedacht, Karstens Anruf gelte ihr selbst, ganz persönlich ihr. Sie ist ja allen Sorgen um den Vater schon so fern.

Karsten denkt: Donnerwetter, hat Rasse, die kleine Römer! Ist zwar mit den Nerven mal zusammengebrochen, hat sich aber wieder vollständig in der Gewalt. Er kann also mit ihr ganz offen reden:

„Also, gnädiges Fräulein ... die Spur ist versandet. Diese Manon Luchon, eine Seiltänzerin, ist vor anderthalb Jahren gestorben. Jetzt wäre sie zweiunddreißig Jahre alt. Sie liegt auf dem Friedhof von Orange — tja, nun müssen wir eben die Nachforschungen von einem ganz anderen Ende her beginnen!"

Aber Else jubelt ins Telephon:

„Quatsch, Quatsch, Herr Karsten! Gar nicht mehr nötig! Gar nicht nötig! War furchtbar lieb von Ihnen, wirklich rührend ... aber er kommt zurück! Vater hat gestern nacht telegraphiert! Ist das nicht himmlisch?"

Karsten beißt sich auf die Lippe — na, das gab eine schöne Schweinerei für ihn ... Er hatte es jedenfalls nur gut gemeint ... Man soll sich eben nicht mit Weibern einlassen ... Mit seinen Arbeitern — ja, da war er am Platz, da gab es keine übereilten Gefühlsduseleien!

Merklich kühl sagte Karsten:

„Na das freut mich, gnädiges Fräulein. Dann werde ich also dem Detektivbureau gegenüber meinen Auftrag zurückziehen. Ihrem Herrn Vater stehe ich selbstverständlich zur Verfügung, wenn er von mir Rechenschaft fordert über mein eigenmächtiges Eingreifen. Mahlzeit."

Er hat abgehängt.

Alle Freude ist in Elses Seele wie ausgelöscht. Nein — Männer sind etwas Schreckliches! Ob's der eigene Vater ist oder irgend so ein Fremder — kaum räumt man ihnen irgendwelche Rechte ein über sich ... schon bereiten sie einem Schmerz, Enttäuschung, unangenehme Gefühle ... Armes Muttel — na, sie kann sie verstehen ...

Else gibt dem Personal die letzten Anweisungen:

„Sobald der Herr kommt ... er möchte sofort in die Tiergarten-Klinik kommen. Aber sofort! Sofort!"

Dann fährt sie im blauen Wagen in die Seilerstraße.

Hans sitzt bereits in dem an den Operationssaal angrenzenden Zimmer; kommt der Schwester entgegen:

„Eben ist sie durchgetragen worden. Eben. Es kann eine halbe Stunde dauern ... oder zwei Stunden ... ich weiß nicht ... ich wollte nicht so viel fragen."

Hans und Else sitzen nebeneinander auf dem schmalen Wandsofa.

Sie hören die Stimme der Oberschwester: „... zählen Sie ... zählen ... eins, zwei, drei ... bis hundert ... tief atmen ... zählen!"

Dann hören sie nichts mehr, nur manchmal kurze Befehle des Chirurgen und das Klirren von Instrumenten.

Es ist unerträglich schwül. Das Fenster ist geschlossen. Es riecht süßlich nach Äther. Else schiebt ihre Hand in die des Bruders. Ihnen gegenüber hängen eingerahmte englische Bilddrucke: ein Hund, der ein Pferd anspringt, auf der einen Seite, auf der anderen ein Parforce-Reiter in roter Jacke, mit kurzer Peitsche. Hans und Else starren beide auf die gleichen Bilder, zählen die Knöpfe am roten Reitrock.

„Es dauert lange", sagt Else.

Else und Hans Römer warten kaum zehn Minuten.

„Rauch doch", sagt Else.

Hans beißt an seiner Unterlippe herum, mit einem Ausdruck im Gesicht, der so hart und böse ist, daß Else nicht wagt, ihn noch einmal anzusprechen.

Anderthalb Stunden sitzen sie schon. Ohne jedes Zeitgefühl. Dann hören sie ein Rücken im Saal. Sie stehen beide auf. Treten wie aus einem gemeinsam gefaßten Entschluß ans Fenster, um den Weg nicht zu verstellen.

Die beiden Türflügel des Operationssaales werden auseinandergeschoben. Die Mutter wird vorübergetragen.

Die Kinder wagen es kaum, das Antlitz der Mutter mit den Blicken abzutasten.

Der Chirurg steht auf der Schwelle, streift die Gummihandschuhe ab.

„Na ...? Na, Herr Professor ...?"

„Tja ... wollen hoffen ... wollen's hoffen ... zunächst wird sie hoffentlich ein paar Stunden schlafen."

„Geht's ihr gut?"

Else fühlt nicht, wie albern die Frage ist. Aber der Professor ist so alberne Fragen in solchen Fällen gewöhnt.

„Ich habe Ihnen ja gesagt: die Operation ist ein Risiko ... aber wie gesagt ... ohne Operation wär's keines mehr gewesen ... na ja! ... Also dann bis morgen früh ... Besuchen dürfen Sie Ihre Mutter heute natürlich nicht."

Hans und Else fahren nach Hause und setzen sich zu Tisch.

Else sagt alle Augenblicke: „Wenn Vater nachher kommt, dann ..." Bis Hans sie anschnauzt:

„Halt den Mund!"

Am Abend fahren sie wieder in die Klinik.

Die Mutter hat Aufregungszustände, wird ihnen gesagt. Zugelassen werden sie nicht.

Sie gehen wieder hinunter.

„Es ist auch das Wetter!" sagen sie, „die Schwüle!"

Sie schicken den Wagen fort. Sie gehen die halbe Nacht in der Stülerstraße vor der Klinik auf und ab. Sehen zu dem Fenster, das sie kennen, aus dem ein heller Lichtschein auf die Straße fällt.

Ein leichter Wind erhebt sich. Dicke Tropfen fallen vom Himmel, klatschen auf den Asphalt.

„Gott sei Dank", sagt Else. „Das wird ihr gut tun." Sie fühlt es nicht, daß ihr Kleid sich feucht an ihre Haut legt.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegerangriff Anno 18.

Eine Erinnerung von **Rudolf v. Moers.**

Die Sonne ist untergegangen, der Mond, riesig und rot, nicht mehr in ganzer Fülle, über den östlichen Höhen heraufgestiegen. Durch das geöffnete Fenster meines Zimmers im Lazarett zu Koblenz am Rhein, wohin mich die unsanfte Berührung mit einem englischen Explosivgeschoß verschlagen hat, strömt die linde Luft des Frühlings. Ich liege zum Nachtschlaf bereit. Mein Bruder, der mich besucht hat, ist gerade gegangen. Wir haben von den letzten Dingen des Lebens und der Menschheit gesprochen. Geist und Gemüt sind noch tief bewegt. Da traut sich der Schlaf nicht an mich heran. Die Gedanken ringen noch miteinander, die Seele ist wie ein See, den der Sturm durchwühlt; ich kann nur liegen und stillhalten.

Von der Straße herauf dringt widerwärtiges Lärmen bezecht heimkehrender Festler. Scheltende Männer, kreischende Weiber, Schreien und Stöhnen eines Verprügelten, Befehle von Schutzleuten, Worte wie Überfall, Wunde, Messer, Verhaftung, Frau, Kind . . . Das dauert eine Weile, dann wird es allmählich wieder still, draußen und drinnen. Und der Schlaf tritt zu mir und läßt mir wohl werden, und ich weiß nicht mehr, ob es noch Wirklichkeit oder schon Traum ist, das sonderbare ferne Heulen, das an Eulenschrei erinnert, aber dafür doch zu regelmäßig an- und abschwillt — —

Fliegeralarm? — Der Gedanke macht mich wach, und den ersten Blick nach dem Fenster blendet ein Blitz von den Höhen gegenüber. Natürlich, Fliegeralarm . . . und der Donner des ersten Alarmschusses rollt mit vielfachem Echo von den Rhein- und Moselbergen durch die nächtliche Helle. Ein zweiter folgt . . . und dann ist's wieder still, wie zuvor.

Draußen vor der Tür des Zimmers eilt jemand mit leisen, hurtigen Schritten vorüber, pocht an die Tür des diensthabenden Arztes und meldet halblaut: „Herr Doktor, Fliegeralarm", und eilt wieder weg, ebenso hurtig und leise, den Gang hinunter, die Treppe hinab. Und wieder ist's still. Kein Laut in dem ganzen großen Hause. Keiner der Verwundeten und Kranken rührt sich. Was kümmern sie ein paar Fliegerbomben, die sie doch Jahre hindurch anderen Gefahren die Stirn geboten . . . und es liegt auch wohl so manch einer darunter in seinen Schmerzen, den die Qual völlig abgestumpft hat, und vielleicht mancher sogar, der einen Bombensplitter ins Herz als Erlösung und Gnade empfinden würde.

Ich stehe auf, kleide mich ein wenig an und trete hinaus auf den Flur. Lautlose Stille. Nur aus den Zimmern heraus klingt, wie immer, das gequälte Husten und Stöhnen Schlafloser. Auf Wänden, Fußboden und Treppen liegen, scharf gezeichnet, Felder blendenden Mondlichts, wie es kalt und weiß durch die großen Fenster fällt. Langsam gehe ich die Treppe hinab durch die offenstehende Tür ins Freie.

Die Sterne blinken schwach und ängstlich aus der gewaltigen Mondhelle herab. Stark und mild liegt das nächtliche Licht auf Wiese und Weg, auf Haus und Dach, und finster daneben die verzerrten Figuren der Schatten. Auch hier ist's still. Nur wie ich ein paar Schritte vorwärts tue, ruckt und regt sich's im Gebüsch vor mir, aus dem Finstern blinkt ein Streifen Metall auf, ein Posten im Feuerwehrhelm steht am Hydranten, grüßt in strammer Haltung . . . und wartet; er hat den Schlauch eingeschaltet, für alle Fälle. Über dem Dach des Schuppens zur Linken steht der Mond, wie die größere Hälfte eines zerbrochenen Tellers.

Unter der stummen, lichten Scheibe hinweg schweift mein Blick in den endlosen Raum der erhellten nächtlichen Ferne, dem nahenden Feind entgegen. Dorther wird er wohl kommen. Jetzt zieht er noch über schlummernde Wälder, Dörfer, Täler und Äcker. Da fährt wohl, vom Dröhnen der Lüfte erschreckt, mancher Vogel aus dem Nest hoch . . . Und auf dem Markt der kleinen Stadt fern der Heeresstraße hemmt der Wächter den schläfrigen Schritt, weil der Brunnen mit einem Mal so seltsam rauscht . . . es zieht ihm den Blick nach oben — wahrhaftig! Hinter dem Giebel des alten Stadthauses herauf kommen sie gezogen, vor dem grellen Mondlicht schwarz und riesig. Der Alte blickt ihnen nach, bis sie in der unbestimmten Ferne des Ostens entschwunden sind. „Welch arme Stadt mag heute dran sein", murmelt er in den stacheligen Bart, zieht den Mantelkragen höher und wärmt sich in dem Gedanken, Bürger eines unbedeutenden Städtchens zu sein, das den Feind nicht kümmert . . .

Aus dem wachen Träumen weckt mich der Schlag der Uhren von den Türmen der Stadt. Das klingt so friedlich, freundlich, alltäglich-heiter, daß mir einen Augenblick gar nicht klar wird, weshalb ich eigentlich hier draußen in der Nacht stehe, weshalb der behelmte Posten da vor mir immer wieder prüft, ob der Schlauch auch fest am Hahn sitzt, weshalb da drüben am Stadtbahnhof die lustigen Lichter gelöscht sind, in deren Schein sonst der weiße Dampf der Maschinen so lebendig quillt und flattert . . . Aber gleich bin ich auch wieder im Bilde. Denn aus der Richtung, wo der Mond steht, ist ein feines Summen und Brummen zu vernehmen: Jetzt kommen sie!

Ich trete in den Hauseingang, und da blitzt es auch schon einmal, zweimal und immer weiter und kracht an allen Ecken der Stadt. Die ersten Geschosse der Abwehr sausen und quietschen und pfeifen durch die Nacht, und die ersten Schrapnells platzen mit hellem, scharfen Knall und tausendfachem Widerhall im hohen Riesensaal des Luftraums . . . Sperrfeuer! Die stille Nacht erschallt von echter Frontmusik, von der wohlbekannten Symphonie der Geschütze, und schon flattert das zersprengte Eisen herab. Dort klappt ein Stück aufs Dach, hier huscht eins in den Kies, hier gegen eine Scheibe, die klirrend springt. Wirklich so, wie bei der Symphonie im Konzertsaal, wogt die Flut der Akkorde hin und her zwischen dem Pfeifen und Geigen und Singen steigender Geschosse und fallender Splitter und den donnernden Bässen und Pauken der feuernden Geschütze. Und mitten in den Lärm hinein fallen schwere, dumpfe Schläge, daß der Boden ruckt: die Bomben.

Prüfend schweift der Blick die vielfenstrigen leichten Betonwände des Krankenhauses hinauf. Die hielten nicht. Hier liegen die Dinge also, wie sie draußen immer liegen: Menschenwitz ist am Ende, alle Stützen schwinden, nur das Gottvertrauen bleibt, und die es noch nicht kennen, lernen es jetzt.

Langsam schleichen die Zeiger der Uhr ihren Weg. Den lieben Stundengruß der Türme verschlingt der tolle Lärm. Bald läßt das Feuer nach; der Angriff scheint zu Ende, aber gleich wieder schwillt es an, und so dreimal, bis eine Stunde voll ist. Da endlich schweigen die Geschütze wie auf ein Zeichen. — Wie Sommermittagsluft vom Singen der Insekten, so ist die helle Nacht erfüllt vom Singen und Surren und Trellern der Geschoßsplitter, die herabklappern und -klatschen. Dann schweigt auch diese Musik, und es ist wieder friedliche Nachtstille.

Ich kehre ins Freie zurück. Nichts hat sich geändert. Der Posten steht an seinem Platz. Nur die Schatten sind länger, der Mond steht tiefer über den Dächern und beginnt schon wieder in den rötlichen Dunst des Horizonts hinabzutauchen. Was mag in der Stadt geschehen sein? — Da schlägt's wieder von den Türmen — zwei Uhr. Und wie nun, nach den Stunden der Gefahr und dem Höllenlärm, die hellen Töne so vertraut und heimatlich durch die Nacht schweben, klingen sie wie lauter Freude, als wollten sie sagen: Nichts ist geschehen . . .

„Kommen Sie ins Haus!" Eine befehlende Stimme ruft mich vom Eingang her, der Arzt vom Dienst. Als er mich erkennt, schilt er scherzend meinen Leichtsinn, vor dem Signal, welches das Ende der Gefahr bezeichnet, ins Freie zu gehen. Während wir miteinander plaudern, blinken die Lichter des Bahnhofs wieder auf. Da kann keine Gefahr

mehr sein. Ich gehe zur Polizeistube des Lazaretts, wo die Fernsprechzentrale ist, um womöglich etwas Neues zu hören. Noch sitzt das Telegraphenamt im Keller. Ein Sanitätswagen ist bislang noch nicht angefordert worden. Da ist auch wohl niemand zu Schaden gekommen. Während wir, den Hörer am Ohr, lauschen, dringt wieder Sirenengeheul durchs Fenster. Alles horcht auf. Kehren sie zurück? — Nein, es ist ein einziger langer Ton, der heißt: die Gefahr ist beendet.

Die bange Stille der Nacht ist gebrochen. Rot hängt der Mond über den westlichen Höhen, hastige Wellen kalter Luft eilen dem neuen Morgen voraus, und behaglich ist's jetzt, das verlassene Zimmer wieder zu betreten und die Decke über die Ohren zu ziehen.

Melken mit Musik!

Der „DAZ“ entnehmen wir folgende sensationelle Leitglosse:

„Landwirte, baut Lautsprecher in eure Ställe! Dann geben die Kühe mehr Milch!“ Das ist eine Losung, zu der man sich unwillkürlich die entsprechende Witzblattzeichnung denken möchte, wenn man davon zum ersten Male hört. Und die Frage liegt nahe, was wohl die musikalischen Kühe am liebsten hören, Richard Strauß oder Paul Lincke. Es ist in der Tat nicht ganz leicht, zu erklären, daß es sich hier um eine ganz ernst zu nehmende Feststellung handelt, deren praktische Bedeutung noch nicht abzusehen ist, und der ganze Forschungsgegenstand ist noch so neu, daß Mut dazu gehört, um ihn vor einer breiteren Öffentlichkeit zu vertreten. In Wirklichkeit beschäftigt man sich in Kreisen der fortschrittlichen Landwirte schon seit geraumer Zeit mit dem Gegenstande. Es liegt seit mehr als einem Jahrzehnt eine deutsche Doktorarbeit über den Einfluß der Musik auf die Milchergiebigkeit vor, für deren Annahme die milchwirtschaftliche Abteilung der Universität Halle verantwortlich gezeichnet hat. Dann kamen Meldungen über amerikanische Versuche in dieser Richtung, die so abenteuerlich klangen — Steigerung von Milchmenge und Fettertrag beim gleichen Futter um fast ein Drittel nur durch Vorspielen von Schallplatten beim Melken! — daß sie denn doch überall starkes Kopfschütteln erregten. Jetzt aber ist für diese Frage eine neue Forschungsgrundlage geschaffen worden. Der Diplomlandwirt und Tierzuchtinspektor Georg Tartler, von dem schon eine Reihe beachtliche Veröffentlichungen vorliegen, gibt soeben in einem Buche die Ergebnisse von jahrelang in verschiedenen anerkannten reichsdeutschen Musterwirtschaften durchgeführten Melkversuchen mit Musik bekannt. Lange, nach allen Grundsätzen wirtschaftlicher Genauigkeit durchgeführte Kontrollregister erweisen in der Tat **eine erstaunliche Erhöhung der Milchleistungen nur durch das Vorspielen von Schallplatten beim Melken.** Neben den in ihrer Trockenheit unwiderleglichen Zahlen erfahren wir aber noch sehr viel andere nachdenkliche Dinge. Es hat sich gezeigt, daß die am meisten musikempfänglichen und durch Musik erregbaren Kühe gleichzeitig die auch sonst am besten Veranlagten waren. Die Art der auf sie wirksamsten Musik läßt sich deutlich bestimmen: Sie bevorzugen schwere, getragene Melodien und sie haben ihre Lieblingsstücke, die eine eine Caruso-Platte, während die andere „Heute Nacht oder nie!“ über alles liebt. Während dasselbe Stück die eine in einen Zustand der willigsten Lösung und der restlosen Milchabgabe versetzt, übt es auf eine andere gar keine Wirkung und eine zu häufige Wiederholung ohne Abwechselung hat in allen Fällen eine abstumpfende Gleichgültigkeit zur Folge gehabt. Der Verfasser sucht gleichzeitig die seelenkundlichen Begründungen dieser merkwürdigen Erscheinungen nachzuweisen, die zu nachdenklichen Vergleichsbeobachtungen der musikalischen Wirkung beim Menschen anregen; was jedenfalls zu dem gesicherten Endergebnis führt, daß wir uns eine billige Heiterkeit versagen sollen, wenn wir am Ende unserer vorläufigen Schulweisheit auf Rätsel stoßen, selbst wenn diese sich uns so komisch vorstellen, wie die Kuh, die eine Caruso-Platte mit einer zusätzlichen Milchabgabe zu bezahlen bereit ist.



Bunte Chronik



Bobby — der diebische Hund.

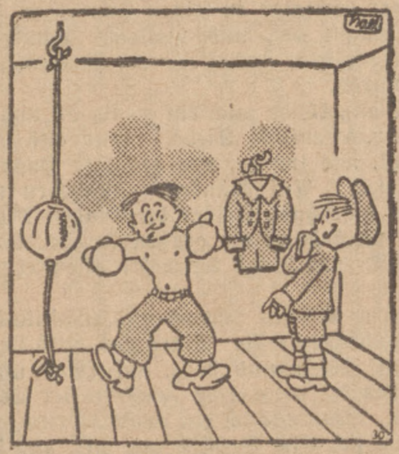
Ein bekannter ungarischer Rechtsanwalt war von einem Berufseinbrecher, namens Sandor Valentin, zum Verteidiger bestellt worden, konnte aber trotz aller Beredtsamkeit nicht verhindern, daß der Angeklagte zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Nach der Urteilsverkündung war Valentin sehr niedergeschlagen und hatte nur noch den einen Wunsch, der Verteidiger möge sich seines Hundes annehmen, der ein sehr kluges Tier sei. Das tat der Rechtsanwalt auch, aber er erlebte eine recht unangenehme Überraschung denn es stellte sich heraus, daß Bobby ein Dieb war. Schon am dritten Tage brach Bobby aus, wurde in mehreren Straßen der Stadt gesichtet und kehrte schließlich mit einer Handtasche im Maul zurück. Derartige Manöver wiederholten sich seitdem immer wieder. Der Hund muß jetzt vollkommen eingeschlossen gehalten werden, damit eine Betätigung seiner kriminellen Gelüste verhindert werden kann. Nachträglich ist jetzt die Polizei in der Lage, die Geschichte und auch die einzelnen Umstände jener Verbrechen zu rekonstruieren, die Sandor Valentin zwar zur Last gelegt, aber nicht nachgewiesen werden konnten. Sandor Valentin hatte das Tier nach Verbüßung einer längeren Gefängnisstrafe gekauft, im Laufe von drei Wochen dressiert und war dann mit ihm nach Paris gefahren. Hier zeigte der Hund ungewöhnliche Talente. Er stahl nicht nur Handtaschen, sondern sogar aus Juweliergeschäften Kästen mit Brillanten und eines Tages sogar bei einer Ausstellung die große goldene Medaille. Als Valentin in Paris der Boden zu heiß wurde, fuhr er mit seinem Hund nach Budapest zurück. In Budapest verübte Bobby dann seinen größten Streich. Er bändelte eine Hundefreundschaft mit Toto, dem Pekineser Hündchen der Budapester Schauspielerin Lucy Brody an und brachte seinem Herrn eines Tages die Handtasche der Schauspielerin mit deren nicht geringer Monatsgage. Sandor Valentin zog es nun vor, Bobby auf andere Künste zu dressieren. Er nahm ihn als Wächter bei Wohnungseinbrüchen mit und konnte dank der ungewöhnlich scharfen Ohren und des untrüglichen Geruchssinns seines Hundes sofort verschwinden, wenn „dicke Luft“ war. Erst als Bobby eine starke Erkältung hatte und Sandor Valentin eine Nacht allein „auf Arbeit“ ging, wurde er gefaßt. Die Rolle des Hundes aber verschwieg Sandor Valentin peinlichst. Erst jetzt, nachdem sich unter seinem neuen Herrn die gleichen Talente zeigten, kam man dem Hundegeheimnis auf die Spur.



Lustige Ecke



Der kluge Mann baut vor.



„Trainierst du, Emil?“
„Ja, Mama hat gesagt, daß ich den neuen Anzug dort morgen zur Schule anziehen soll!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.